

24] Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Schon nach den ersten drei Beilen war mir alles klar gewesen. Es kam eine heftige Wut gegen den Noldi in mir auf, ich hätte ihn ins Gesicht schlagen können.

Als ich kaum eine halbe Stunde später mit dem inzwischen daheim sorgfältig wieder in Stand gesetzten Brief auf Mettauers Stalltür zuschlich, trat Peter, der Dienstknabe aus dem Scheunentörfchen. Ich stellte mich so, als ob ich zu ihm gewollt hätte und fragte erst nach einer Weile so nebenbei nach dem Noldi. Peter tat verwundert. Ob wir es denn noch nicht wüßten? Er sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann teilte er mir im Flüstertone mit, es habe vorgestern Krach gegeben zwischen dem alten Mettau und dem Noldi. Galt weil er irgendwo ein Mädchen habe, mit dem nicht viel los sei. Sein Bruder, der Heinrich, habe jetzt für ihn heimkommen müssen. — Im weiteren brachte ich dann heraus, daß der Noldi jetzt bei seinem Vaterbruder in Obernehrbach sei.

Mit diesem Bescheid ging ich langsam nach Hause. Frieda saß allein in der Stube, sie blätterte in meinem Gesichtsbuche und tat merkwürdig unbefangen, auch dann noch, als ich ihr mit schlechtem Gewissen den Brief zurückgegeben und ihr mit abgewandtem Gesicht das durch Peter in Erfahrung gebrachte mitgeteilt hatte.

Sie tat, als ginge sie das nicht besonders an und blätterte scheinbar gelassen in dem Buche weiter. Es sei manchmal kurzweilig darin, meinte sie. Ob ich die Geschichte vom König Konradin auch gelesen habe?

Ich stand etwas abseits von ihr, ans Fenstergesims gelehnt. Immer und immer wieder mußte ich sie verstohlen ansehen. Sie kam mir sehr lieblich vor. Das Licht der kleinen Hängelampe floß wie ein gelber Schein um ihr leicht gewelltes Haar.

Plötzlich färbte sich ihr Gesicht weiß, fast wie Kreide. Sie erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Ich hörte, wie sie langsam nach ihrer Kammer hinausstieg. —

Während der nächsten Tage konnte ich bei mancher Gelegenheit beobachten, daß Frau Esther um das schwere Geheimnis Wissen haben mußte. Nur der Zeigerhanß war ganz arglos. Eines Abends sprach er nach dem Essen davon, daß er jetzt halb und halb im Sinn habe, den Rat des Försters Kleiner zu befolgen und im oberen Teil des Helligenwaldes, da, wo das Holz besonders dicht stehe, diesen Winter ein wenig zu lichten. Vielleicht könnte der Noldi bei dieser Arbeit dann ein paar Tage mithelfen.

Seine Worte verklangen in einer sonderbaren Stille, die mir fast unheimlich vorkam.

In der Nacht darauf wurde ich durch lautes Reden unter mir in der Stubenkammer aufgeweckt. Die Stimme des Zeigerhanß klang heiser, beinahe krächzend herauf: „Ist das wahr?“ Er mußte aufgestanden sein und nun barfuß in der Kammer umhergehen.

Ich hielt den Atem an, konnte aber nichts von dem vernehmen, was die Frau sagte. Ich verstand nur so viel, daß sie ihm unter Weinen und Schluchzen zuzureden suchte.

Plötzlich heulte er laut heraus wie ein Tier. Ich hörte, wie unten Türen gingen. Aber bald war alles wieder still, nur daß von Zeit zu Zeit ein unterdrücktes Stöhnen aus der Kammer heraufkam.

Am Morgen sagte niemand ein Wort. Frieda kam nicht zu Tische. Nach dem Essen fragte mich Frau Esther, ob ich etwas gehört habe? Als ich zögernd bejahte, schärfte sie mir des dringlichsten ein, still zu sein, und ich versprach es ihr.

Der Zeigerhanß studierte im Stall. Er ließ sich vom hintersten Fleckvieh die Hände lecken und fraute ihm in Horngrübchen. Das Tier streckte ihm zutraulich den Kopf hin und wollte noch mehr gefraut sein. Er tätschelte ihm den Hals und sagte: „So, so, de Fläd! . . .“

Beim Neumuhressen, das er kaum anrührte, kam wieder eine Wut über ihn. Er blickte zuerst fies vor sich hin, die knorrigten Finger an den Tischrand gelegt. Ich sah, daß es kam. Plötzlich strich er mit einer raschen Armbebewegung Mosk-

gläser, Krug und Brot neben den Tisch hinunter. „Soll alles kaputt gehen, got alles!“

Ich ging hinaus, aber ich hörte ihn noch im Schopf draußen toben. Ich spaltete Scheiter und dachte ernstlich darüber nach, ob ich nicht alles liegen lassen und nach Obernehrbach laufen wolle?

Etwa nach einer halben Stunde trat der Zeigerhanß im altmodischen Sonntagsstaat vor die Tür, Frau Esther mit verweinten Augen hinter ihm. Gang und Haltung des Wäuerleins waren steif, wie gefroren. Dieses Kleid und den guten schwarzen Hut hatte ich nur einmal an ihm gesehen: als er vor etwa einem Jahre seinem Bruder in Hohenegg einen Besuch gemacht hatte.

Die Frau machte ihm auf der Stiege die schwarzseidene Halsbinde zurecht.

„Nicht wahr, ein Rastuch hast Du? Und Geld auch?“

Hanß nickte nur. „W'büeti Gott,“ sagte er und gab ihr die Hand, er sah dabei nach der anderen Seite. Sie hielt ihm die Hand fest und flüsterte bittend, mit brennender Sorge: „Aber göll, Hanß — göll! . . . Wir sind auch jung gewesen . . .“

Er tat sehr ruhig. Es war, als ob der enge Rock und der steife Hut ihm Halt und Festigkeit gegeben hätten. „Es ist jetzt, wie's ist. Ich sage kein Wort mehr und keins weniger zu ihm, als ich muß. Und wenn er so einer ist — an derlei Geld hab ich zwar keine Freude, aber wir müssen es haben. Es gibt Krösten.“

Dann schritt er die Dorfstraße hinab. Die Nachbarn sahen ihm nach und schüttelten die Köpfe.

Das war kein kurzweiliger Tag in dem alten Hause im Oberdorf. Die Frauen gingen stillschweigend und mit verweinten Augen aneinander vorbei. Schon am frühen Nachmittag späete Frau Esther gegen die Hige hinab; aber es wurde fünf Uhr, und noch war kein Hanß da. Der Zeisler-Konradli, der wie gewohnt die Zeitungen in die Häuser trug, sagte zu mir, als er an der Scheune vorbeiging, ich könne dann heut Abend allein füttern, mein Meißter sitze in der Hige, er habe einen kleinern Dampf.

Beim Junachten, da ich die Laterne holen ging, war Frida allein in der Stube. Sie saß am Tische, auf dem ein Kumpelchen brannte und hielt die Hände untätig in den Schopf gelegt. Als ich schon wieder die Türklinke in der Hand hatte, wandte sie sich leicht nach mir um.

„Du, Gideon.“

„Ja.“

„Ich muß Dich etwas fragen.“

Ich stellte die Laterne auf die Ofenbank und trat näher zu ihr hin. Ich sah, daß sie geweint hatte; aber jetzt war sie sehr ruhig. Sie fragte mich mit großer Gelassenheit: „Du, hast Du den Brief gelesen?“

Das Ja machte mir Mühe, aber ich hätte sie unmöglich anlügen können.

„Ich habe es gleich gewußt,“ sagte sie, es lag nicht der geringste Vorwurf in ihrer Stimme.

Es war eine Weile sehr still in der Stube. Ich wußte nicht recht, ob ich gehen sollte. Da sagte sie, ohne sich nach mir umzuwenden:

„Was hast Du dabei gedacht? . . .“

Es stieg warm in mir auf. Fast wäre mir ein zorniges Wort entschlüpft; ich zerdrückte es auf den Lippen. Es nützte ja nichts. Endlich würgte ich etwas wie ein Bekenntnis heraus, ich konnte es nicht für mich behalten, was ich nun schon seit Tagen zu innerst im Herzen als heißen Wunsch gehegt hatte: —

„Wenn ich halt älter wäre! . . .“

Sie verstand sogleich, wie ich es meinte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie meine linke Hand und legte sie an ihre brennende Stirne. „Du bist ein guter Bub,“ sagte sie; und dann in einem anderen Tone, halb versonnen: „Mein, das fühlt . . .“

Dann gab sie meine Hand frei und bedeutete mir mit einer leichten Kopfbewegung, daß ich jetzt gehen solle.

Ich war glücklich und unglücklich zugleich. Draußen im schmalen Hausgang kam mich plötzlich eine heiße Luft an, umzukehren. Ich öffnete leise die Türe, blieb aber, von einer starken Scheu gehalten, auf der Schwelle stehen. Ich vergesse

das nie, wie sie am Tische saß, aufrecht, und doch vom Leben gleichsam getötet und niedergeworfen.

Nun sah sie sich mit einem lieben Lächeln nach mir um. „Geh, gelt“, sagte sie einfach und ich gehorchte augenblicklich.

Nachher, während ich in Stall und Scheune schaffend ab- und zueing, stritten sich Traurigkeit und Zorn um die Herrschaft in meinem Herzen. Obgleich ich mir dabei selber lächerlich vorkam, holte ich das Zweifrankstück, das mir der Mettauer-Koldi einmal geschenkt hatte, aus seinem Verwahrsam und ließ es, indem ich vor der Stalltüre einen Laden hob, in den Zauchekasten hinabfallen.

Der Zeigerhanß kam erst heim, als wir beim Nachtessen saßen; Frau Esther und ich waren allein in der Stube. Er trug den steifen Hut ein wenig im Genick, war aber noch ziemlich aufrecht. Ob im Stall alles in Ordnung sei, fragte er. Er ließ es sich nicht nehmen, noch selber mit der Laterne in der Hand nachzusehen.

Nachher nahm er seinen Platz am Tische ein und saß eine Weile schweigend, immer noch den Hut auf dem Kopfe.

„Der Grundhölster in Gehren ist scheinbar gestorben“, sagte er nach einer Weile ganz nebenbei. „Es steht in der Zeitung dort. Er ist achtundfünfzig gewesen.“

Endlich, nach langer Pause kam er auf das andere zu reden:

„Also — von mir aus geschieht dann nichts. Ich mag nicht zu einem hinlaufen und sagen, er soll mir so eine Sorte Geld ins Haus schicken. Und anhalten und bitte hätte machen mag ich erst recht nicht. Er weiß ja, wo wir daheim sind. Er hat es bis jetzt auch gewußt.“

Blötzlich verlor er für einen Augenblick die Haltung. Er hob die geballte Faust und sagte mit Ingrim: „Nieber möchte ich so einem die Zähne in den Rachen hinabstoßen! Und nachher an der Brunnenröhre vor seinem Fenster die Hände waschen!“

„So bist Du also gar nicht in Obernehrbach gewesen?“ fragte Frau Esther nach einer ungemütlichen Pause.

Er schüttelte gelassen verneinend den Kopf. Darauf schenkte er sich Milch und Kaffee ein und löffelte gewohnheitsmäßig.

„Beim Kreil habe ich dann allenfalls angeklopft,“ berichtete er zwischen hinein. „Ich hab ihm mein Gütlein angetragen. Am nächsten Montag will er die Schatzung machen.“

Frau Esther sah ihn steif an, die Lippen aufeinandergepreßt, während er mit erzwungenem Gleichmut weiterfuhr:

„Ans Schämen kann ich mich nicht gewöhnen, — an einem Ort, wo mich alles kennt. Und auch wegen dem anderen, die Unehelichen sind nicht Mode auf der Steig.“

(Fortsetzung folgt.)

25 Jahre Bildungsarbeit.

In diesen Tagen feiert in Berlin ein Institut sein 25jähriges Bestehen, das in erster Linie den Berlinern zugute kommt, aber auch weit außerhalb der Grenzen der Reichshauptstadt gewirkt und Schule gemacht hat. Wer kennt im Reiche nicht die Urania? Hat sie doch eine Fülle gleichartiger Bestrebungen in allen Städten des Landes hervorgerufen, hat sie doch zur Gründung eines ähnlichen Instituts in Wien Anlaß gegeben. Und auch sonst ist eine Menge Anregung von diesem Institut in das Land hinausgegangen, die dem Aufschwung der Naturwissenschaften unzweifelhaft gedient hat. Eine Denkschrift orientiert über die Geschichte des Instituts, freilich nicht erschöpfend.

Wir haben aus der Ansprache des hochverdienten Professors Wilhelm Foerster gehört, daß die Urania-Idee auf einen Mann zurückgeht, dessen Autorität es bewirkte, daß sie eine schnelle Wirklichkeit fand, nämlich auf Alexander von Humboldt. Nach seinen großen Reisen entstanden die Vorträge in der Singakademie, aus denen später sein großes universelles Werk „Kosmos“ hervorging. Humboldt erwirkte auch die Gründung einer neuen Sternwarte, die an zwei Wochentagen dem Publikum geöffnet war. Die eigentliche Urania-Gründung aber wurde durch einen Mann betrieben, dessen Andenken in der Urania reichlich stark in den Hintergrund getreten war und erst jetzt wieder anlässlich des Jubiläums einige Erwähnung fand: durch den rühmlichst bekannten und beliebtesten populärwissenschaftlichen Schriftsteller Dr. W. Wilhelm Meyer. Er war es, der schon durch den musikalischen Namen Urania den Bestrebungen zur Begründung eines vollständigen naturwissenschaftlichen Instituts einen Charakter gab, der allein Aussicht bot, sich durchzusetzen. Und Meyer allein war der Mann, dem weitumfassende naturwissenschaftliche Bildung und künstlerisches Ausdrucksvermögen zugleich in dem Grade eigneten, daß er das Publikum, das meist erst noch für die neuen Errungenschaften zu gewinnen war, durch seinen unendlichen Enthusiasmus und den Schwung seiner Sprache mit sich zu reizen vermochte.

Während Wilhelm Foerster, der damals noch bei Hofe in Ansehen stand, und Werner Siemens, der Altmeister der Elektrotechnik, die offiziellen Kreise für die Uraniaidee gewannen, propagierte Meyer in Wort und Schrift seinen Gedanken, und den vereinten Anstrengungen dieser Männer und anderer Freunde der Naturwissenschaft gelang es, vom preussischen Staate den Grund und Boden für ein Gebäude kostenfrei zu erhalten; so entstand das alte Institut im Kgl. Landesausstellungspark in der Inbalidenstraße.

Mitte 1889 trat die Urania ins Leben und entfaltete in ihrer Eigenart eine außerordentlich rege und segensreiche Tätigkeit. Zum ersten Male wurde dem Publikum eine Sternwarte mit einem großen Fernrohr, damals dem größten in Preußen, geöffnet, so daß jeder Besucher mit eigenen Augen die Wunder der Sternennwelt schauen konnte und sich nicht mit den rätselhaften Bildern zu begnügen brauchte, die er in astronomischen Werken fand. Die Sternwarte war der eigentliche Grundstod der Urania. Da sie aber zu sehr den Launen des Wetters unterworfen war, mußte die Urania, die auf Einnahmen aus Eintrittsgeldern angewiesen ist, noch anderes bieten. Und sie bot mehr. Der Physiker der Berliner Kgl. Sternwarte, Dr. Goldstein, erfannte ein System, das die Physik und die Chemie dem Publikum besonders nahe führen mußte. Er stellte eine Reihe Apparate, die grundlegende Erscheinungen demonstrierten, so auf, daß jeder Besucher in einfacher Weise, z. B. durch Druck auf einen Knopf oder durch Einstellung eines Hebels, so lange und so oft daran experimentieren konnte, wie es zum Verständnis nötig war. An der Hand präzis gefaßter und doch gemeinverständlicher gedruckter Erläuterungen und klarer Gebrauchsanweisungen konnte jeder sich von den Dingen überzeugen und wird jetzt überall bei Ausstellungen befolgt, wenn auch nicht immer gleich gut. So gewannen die sonst toten Ausstellungssäle inneres Leben, denn sie bildeten ein „lebendiges Physiklehrbuch“ — wie Prof. Donath treffend sagte — und gaben dem Besucher reiche Anregung und Stoff zum Nachdenken mit nach Hause.

So viel das aber auch war, reichte es doch nicht aus, um das Publikum, das damals naturwissenschaftlich noch nicht so interessiert war wie heute, zu fesseln. Und wieder war es etwas ganz Neues, was die Urania bot, nämlich das naturwissenschaftliche Theater, eine der ureigensten Schöpfungen Meyers, der zum Direktor des ganzen Instituts gewählt war. Hier wurden alle physikalischen Mittel und alle Mittel der Bühnentechnik in den Dienst gestellt, um dem Publikum an der Hand eines formschönen Vortrages mit Hilfe von Wandbildern usw. eine Darstellung von Naturvorgängen zu geben, wie sie sonst unmöglich war. Solange Meyer Direktor der Urania war, verkaufte er alle naturwissenschaftlichen Theaterstücke selbst, und seine ersten Werke dieser Art: „Von der Erde bis zum Monde“, die bühnenmäßige Darstellung einer Reise durch den Weltraum, „Die Geschichte der Urwelt“, „Das Antlitz der Erde“ usw. erregten ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt und gewannen dem Institut die meisten Freunde.

So wirkte die Urania, bis die große Entdeckung Röntgens durch Vorträge darüber dem Institut reichere Einnahmen brachte und der Plan, es mehr in das Stadtbild zu verlegen, zur Ausführung kommen konnte. 1896 siedelte es nach der Taubenstraße über, nur noch die Sternwarte und einige Kleinigkeiten in den alten Räumen belassend.

Wenige Jahre nach dieser Uebersiedelung kam der latente Zwist des Direktors Meyer mit einigen einflussreichen Geldgebern zum offenen Ausbruch, der mit der Enthebung Meyers von seinem Amte endete. Dieses bedauerliche Vorfall, an dem Meyer durchaus nicht ohne Schuld war, wirkte aber auch auf das Institut ein. Es verlor die eigentliche Seele und wirkt nun in den alten Formen weiter, nichts Neues schaffend, nur zögernd die neuen Errungenschaften in seinen Dienst stellend. Erst sehr spät bequeme sich z. B. die Urania dazu, die Kinematographie in den Dienst ihrer Darbietungen zu stellen. Rientopp auf Rientopp erstand und rund herum feierte der Film Orgien. Aber die Urania hielt sich fürnehm zurück. Erst die bitterböse Konkurrenz zwang sie in die Zeitgeschichte hinein. Unter Meyers Leitung wäre das unmöglich gewesen. Aber jetzt ist der wissenschaftliche Leiter ein weltfremder Gelehrter, dem man in seinem und der Urania Interesse schlenkigt eine Professur für Astronomie geben sollte.

Den Glanzpunkt des Instituts bilden heute die Vorträge des Physiklers Prof. Dr. Donath. Der Referent hat mit Ausnahme von Slabbs Vorträgen nie naturwissenschaftliche oder technische Vorträge gehört, die mit gleicher wissenschaftlicher Eindringlichkeit und experimenteller Eleganz den Stoff darzustellen wissen.

Auch in der wissenschaftlichen Welt hat sich die Urania einen Namen durch die Arbeiten erworben, die in seinen Räumen geleistet wurden. Dr. Witt, der damalige Leiter der Sternwarte der Urania hatte unter Aufwand eigener Geldmittel jahrelang in der uneigennützigsten, opferfreudigsten Weise die Planetenphotographie betrieben. Er hatte das Glück, 1898 den kleinen Planeten Eros zu entdecken, denjenigen Himmelskörper, der nächst dem Monde der Erde am nächsten kommen kann und dessen Bahn zum größten Teil zwischen der Mars- und der Erdbahn liegt. Durch diese Entdeckung ließ sich die astronomische Grundeinheit (AE), die Entfernung Sonne-Erde, mit einer Genauigkeit bestimmen, wie sie die alte Methode der seltenen Venusdurchgänge nicht erlaubt.

Das alte Institut ging vor einer Reihe von Jahren in den

Besitz des Staates über, der aus ihm ein Institut für die naturwissenschaftliche Ausbildung der Oberlehrer geschaffen hat. Jetzt ist auch die Sternwarte in Staatsbesitz übergegangen und der Leitung Dr. Witts unterstellt worden, der sie nunmehr im Auftrage der Univerſität als Lebnungssternwarte leitet. Nur noch an drei Wochentagen ist sie dem Publikum geöffnet.

Von der Urania aus hat sich reicher Segen ergossen, der allerdings zu versiegen droht. Die bessere Ausgestaltung, namentlich der höheren Schulen mit naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln trägt nicht wenig dazu bei, dann aber auch die viel zu akademische Leitung, der das Fortwächende der Persönlichkeit des vor wenigen Jahren verstorbenen Dr. Meyer fehlt.

Unter seiner Leitung nahm die Urania den Anlauf, das zu werden, was sie allein sein kann, wenn sie erspriehtliche Arbeit leisten will: Ein Volksbildungsinstitut! Das ist sie aber nicht und will es auch nicht sein. Zwar hat die Leitung des Instituts mit den impulsiven Versprechungen allerhöchster Herren in einer begeisterten Minute keine besonders günstigen Erfahrungen gemacht, aber dennoch telegraphiert man wieder: Majestät, wir haben heute Geburtstag, wir bitten untertänigst und in Ehrfurcht ersterbend um Ihre huldvolle Gratulation! Die auch kam. — Wir sind der Meinung, man sollte schleunigst das Volk antelegraphieren! Aber noch nie hat sich die Urania an die werktätige Bevölkerung gewandt, obwohl sie mit der organisierten Arbeiterschaft namentlich früher auch Beziehungen unterhalten hat. Da die Urania nicht zum Volke „herniedersteigt“ — so ist in der Tat das Verhältnis aufzufassen — wird der Arbeiterschaft nichts anderes übrig bleiben, als sich selbst die Einrichtungen zu schaffen, die sie für ihre immer kräftiger emporwachsenden Bildungsbestrebungen braucht. So wird für sie das „Urania-Problem“ ein ganz anderes Gesicht bekommen, als für die Urania selbst.

F. L.

Der Laubenkolonist.

Von Afrika wird in unserer Zeit vielfach Lügen gestraft. Es sind die sogenannten „ältesten Leute“, die fast in jedem Jahre bei unvorhergesehenen Naturereignissen die gewagte Behauptung aufstellen, daß sie so etwas noch nicht erlebt hätten. In meiner früheren gärtnerischen Praxis habe ich mich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, um die Witterungsereignisse nur herzlich wenig gekümmert. In großen gärtnerischen Betrieben mit mehr oder weniger ausgedehnten Glashauskulturen hat man sich über die meisten Vorkommnisse des Himmels längst hinweggesetzt. Seitdem ich aber auf der eigenen mageren Scholle, d. h. auf erbärmlichem Flugsand, meinen Kohl und mein Obst baue, sehe ich all den Ereignissen, die uns die letzten Jahre brachten, machtlos gegenüber. Fast in jedem Jahr kam etwas, das noch nicht dagewesen sein sollte. Zuerst ein gewaltiger Hagelschlag, der mir die Erntingfrüchte erschlug und an keinem Baum ein Blatt ganz ließ; dann 1904 ein Dürrejahr, wie es zur Zeit der sieben ägyptischen mageren Jahre nicht schlimmer gewesen sein konnte; dann ein gewaltiger orkanartiger Oststurm im Juli, der Bäume entwurzelte, die reisenden Früchte herunterriß und u. a. ein gewaltiges Hausdach vom Hause meines Nachbarn abhob und 30 Meter weit so unfaß auf den Acker setzte, daß die solide Holzkonstruktion in tausend Stücke barst. Alles das hatten die sogenannten „ältesten Leute“ noch nicht erlebt, viel weniger noch die tropische Hitze und Dürre, wie sie im Sommer 1911 hereinbrach. Bei mir und bei 100 anderen hingen die Sommeräpfel gebraten an den ausgedörrten Bäumen.

Die auf der Laubenparzelle gelane Arbeit und aller Schwweiß, der vergossen wurde, waren vergeblich. Man gab das Jahr, die Arbeit und die Kulturen verloren und hoffte auf kommende, bessere Zeiten. „Hoffen und Harren, macht manchen zum Narren.“ Da kam das Jahr des Heils 1912 und mit den Obstbäumen, soweit sie die Strapazen des vorausgegangenen Unglücksjahres gut überstanden hatten, sah es nicht schlecht aus. Der Holztrieb war zwar schwach geblieben. Die mangelhafte Saftzufuhr hatte aber eine reichliche Fruchtholzausbildung zur Folge gehabt, und die Hoffnungen täuschten auch nicht, denn eine reiche Blüte gelangte zur Entfaltung. Da trat erneut ein Ereignis ein, das wiederum die sogenannten „ältesten Leute“ noch nicht erlebt hat. Noch am 10. Mai schien die heitere Sonne auf ein unendliches Blütenmeer herab, aber in der Nacht setzte ein ungewöhnlich starker Frost ein. Das Thermometer fiel auf Minus 6 Grad Celsius. Alle Hoffnungen waren vernichtet. So war denn für den Obstzüchter wieder ein weiteres Jahr verloren und wieder mußte er hoffen und harren. Der Kälterückfall trat in diesem Jahre erneut ein, nur mit dem Unterschiede, daß er sich einen vollen Monat früher einstellte. Leider kam er wiederum zu einer unglücklichen Zeit. Der März war außerordentlich warm, und natürlich konnten sich die ältesten Leute wieder nicht erinnern, jemals einen so warmen März und eine so vorfrühe Vegetation erlebt zu haben. Bereits gegen Ausgang des Monats wurden Extrazüge zur Baumbüte nach Werder losgelassen. In der Nacht vom 9. zum 10. April schlug die Witterung plötzlich wieder um; es trat ein Rückfall ein, wie ihn wieder die ältesten Leute zu solcher Zeit noch nicht erlebt hatten und wie er angeblich in Berlin, solange hier meteorologische Aufzeichnungen gemacht werden, noch nicht zu verzeichnen war. Am Tage heller Sonnenschein, in der Nacht beißende Kälte, die in der Nacht vom 15. zum 16. April mit Minus 7—7½ Grad Celsius ihren Höhe-

punkt erreichte. Dann wurde das Wetter wieder normal, bis am 20. April eine Hitzeperiode eintrat, wie ich sie im April noch nicht erlebt hatte; das kommt aber daher, weil ich noch nicht zu den ältesten Leuten gehöre.

Der Frostschaden ist groß, wenn er sich auch in den einzelnen Vororten der Reichshauptstadt nicht in der gleichen Weise äußert. In manchen Gegenden ist die gesamte Obstblüte erfroren, in anderen haben nur frühes Beerenobst, Erdbeeren ausgenommen, die noch weit zurück waren, frühe Kirschen, Pflaumen und Birnen gelitten. Am geringsten ist der Schaden bei Äpfeln, deren Blüten sich noch im knospenden Zustande befanden und die immerhin noch einen guten, wenn wir Glück haben, sogar einen vorzüglichen Ertrag geben können. Auch die Reben haben bei uns nicht gelitten. Diesmal waren es die durch günstiges Klima bevorzugten Weinbaugelände des Deutschen Reiches, die durch die unerwarteten Spätfröste am meisten in Mitleidenschaft gezogen wurden, weil dort die Obstblüte und auch die Entfaltung der Reben gegen Mittel- und Norddeutschland weit vorgeritten waren.

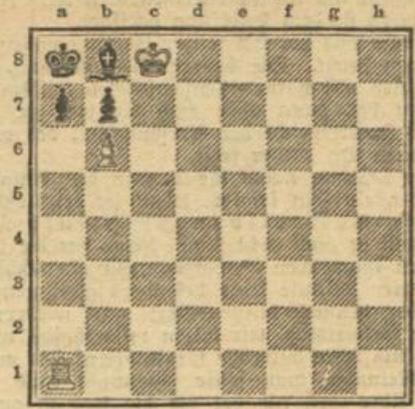
Nach all den trüben Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren gemacht haben, wäre wirklich zu wünschen, daß nun, wie zu Pharaos Zeiten in Ägypten, auf sieben magere, sieben fette Jahre folgen.

Gegen Frostrückfälle, wie sie uns die letzten beiden Jahre brachten, kann man sich bei Kulturen im freien Lande nur schwer und ungenügend schützen. In den Weinbergen und in großen Obstplantagen räuchert man nachts die Pflanzungen, sobald das Thermometer unter Null fällt. Zu diesem Zweck sammelt man im Laufe des Jahres alle möglichen leicht brennbaren und stark qualmenden Abfallstoffe, die man etwa in Abständen von 10 zu 10 Meter aufschichtet und im Fall der Gefahr anzündet. Dies Verfahren, das zuerst in Amerika gang und gäbe war, wurde diesmal auch von den Werderanern zur Ausführung gebracht, hat aber herzlich wenig geholfen, weil die Frostnächte stürmisch waren und den Rauch rasch davontrugen. Unter solchen Verhältnissen kommt es häufig vor, daß dem vorsorglichen Züchter, der in seinen Kulturen ordentlich qualmt, alles erfriert, während beim nachlässigen Nachbar, der nichts unternimmt, alles heil bleibt, weil der Wind seinen Kulturen den Qualm zutreibt. Nur wenn alle Gartenbesitzer und Laubenkolonisten die gleiche Maßregel ergreifen, kann geholfen werden. In neuerer Zeit kommt man übrigens von dem neuem amerikanischen Vorbilde, vom Räucherverfahren zur Plantagenheizung in Remagen a. Rh. beigezogen. Es wurden dazu lich der Deutschen Gartenbauwoche in Bonn, einer solchen Plantagenheizung in Remagen a. Rh. beigezogen. Es wurden dazu weite reichlich durchlöcherter Wechspannen verwendet, die eine tütenförmige Gestalt hatten, also nach unten spitz zuliefen und auf drei Metallfüßen standen. Diese Pfannen werden zwischen den Baumpflanzungen in allseitigen Abständen von 8 bis 10 Meter aufgestellt, und zwar schon vor Beginn der kritischen Zeit. Die Füllung besteht aus einer Unterlage von Holzwole mit zerfeinstem Holz oder Holzkohlen, darüber Steinkohlen, die die ganze Schale füllen. Nach sachgemäßer Füllung wird jede Schale mit einem, die Niederschläge ableitenden Blechdeckel versehen. Im kritischen Moment nimmt man die Bedeckung ab, gießt in jede Schale etwas Petroleum und zündet dann das Füllmaterial von unten an. Der Rauch ist nicht beträchtlich, die Wärmeentwicklung aber eine erhebliche und nachhaltige, da zur Zeit der kritischen Lage die Temperatur in der Nähe des Bodens bis zu etwa zwei Meter Höhe am erheblichsten fällt, während in den oberen Luftschichten die Luft wesentlich wärmer bleibt.

Die Schäden der diesmaligen Spätfröste sind glücklicherweise vielfach, auch in der Umgebung von Berlin, überschätzt worden. Im Vorjahre traf der Maifrost unser Kern- und Steinobst in voller Blüte, nur die Erdbeeren befanden sich noch in knospenden Zustände und erblühten während der folgenden warmen Tage in schneieigem Weiß. Der aufmerksame Beobachter konnte aber damals feststellen, daß die bei normaler Beschaffenheit gebliebenen Fruchtböden der Erdbeerbüthen tief schwarz gefärbt waren. Die empfindlichsten Organe der Blüte sind naturgemäß die Geschlechtsorgane, d. h. Griffel, Staubfäden und auch der Fruchtboden, dem sie aufliegen. Blütenblätter sind viel weniger empfindlich, d. h. sie entfallen sich oft noch dann ganz normal, wenn selbst die Geschlechtsorgane erfroren sind; aber der Blüte kann in diesem Falle keine Frucht folgen. Eine ähnliche Beobachtung können wir diesmal machen. Die Erdbeeren, die erst später kommen, werden heil erblühen und können reichen Ertrag geben, trotzdem das junge Laub gelitten hat; die Blüten der meisten Birnen, Frühpflaumen und Frühkirschen sind aber innen schwarz, also nicht mehr befruchtungsfähig. Späte Pflaumen und späte Kirschen, namentlich Sauerkirschen, haben, soweit sich dies heute feststellen läßt, gar nicht oder nur scheinbar gelitten, späte Äpfel wenig oder gar nicht, frühe Äpfel etwas, und zwar in der Weise, daß immer die Mittelknospe jeder werdenden Blütenbolbe in Mitleidenschaft gezogen ist. Bei dem reichen diesjährigen Blütenansatz will das aber gar nichts sagen. — Wenn jetzt die Frostgefahr vorüber ist — nach altem Volksglauben sind es die Tage der drei gestrengen Herren, die die Frostzeit hinter sich lassen, ein Glaube, der auch schon vielfach Lügen gestraft wurde —, dann treten andere Gefahren auf, mit denen der Obstzüchter zu rechnen hat. Es sind dies die Pilzkrankheiten der Obstbäume und die Insektschäden. Raum schwellen die Knospen, so stellen sich schon die winzigen

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.
B. Morphy.



2 ♠ (98-101 T)

Dr. S. Tarrasch kündigt die Herausgabe einer neuen Broschüre an, in der er die „Morphy-Legende“ zerstören, d. h. an der Hand von Partienzügen nachweisen will, daß die allgemeine Bewunderung der Korrektheit und Eleganz des Morphy'schen Spielstypus nichts anderes sei als die Geschmacklosigkeit der „kompakten Majorität“ die „Gassenbauern“ huldigt, während die Spielweise mancher moderner Meister zur „Feinheit von Sinfonien“ sich emporschwingt. (Wir zitieren kurz aber sinngetreu.)

Ein derartiger schachliterarischer Versuch, ist schon einst von W. Steinitz vorgenommen worden, scheiterte aber an einer glanzvollen Widerlegung von R. Tschigorin. Warten wir ab, ob es Dr. Tarrasch besser ergehen wird. Inzwischen bringen wir nachstehende Partie aus dem letzten Turnier von Habanna, die Dr. Tarrasch schon heute als Muster angeblüh. „Klassischen Stiles moderner Schach-Sinfonien“ veröffentlicht.

Damengambit.

D. Janowski. F. Marshall.

1. d2-d4 d7-d5
2. Sg1-f3 Sg8xf6
3. e2-e4 e7-e6
4. Lc1-g5

Stärker zunächst Sd3

4. Sb8-d7

Weil Sd3 fehlt, könnte die „Sinfonie“ vielleicht durch folgenden Risikogestört werden: 4. h6; 5. Lh4, g5; 6. Lg3, Se4 (droht h6-h5-h4); 7. Dc2, Sc6 (droht g5-g4); 8. e3, h5; 9. h3, SxL; 10. fg3, Ld6; 11. Df2, h4; 12. gh zc.

5. e2-e3 Lf8-e7
6. Lf1-d3

Morphy hätte hier 6. Sc3! gespielt, um auf 6. Se4 mit 7. LxL, DxL; 8. cd5 fortsetzen zu können.

6. d5xc4

Hier war 6. Se4 angebracht. 3. B.: 7. LxL (L4, 5), 7. DxL; 8. Sc3 (LxS, de4; Sc3, e5. Auf andere Züge kann entweder Db4 oder f7-f5 nebst e6-e5 folgen.) 8. SxS; 9. bc3, e5 (droht e5-e4); 10. de5, de4; 11. Lxc4, Sxe5 zc. (Was wäre dann aus der „Sinfonie“ geworden?)

7. Ld3xc4 Sf6-d5
8. Lg5xe7 Dd8xe7
9. 0-0 0-0
10. Sb1-c3 Sd5xc3

In Betracht kam Sd5-b5 nebst c7-c5.

11. b2xc3 b7-b6
12. Tf1-e1 Le8-b7
13. e3-e4 Tf8-d8
14. Dd1-d2 c7-c5
15. Dd2-f4 c5xd4
16. c3xd4 Ta8-c8
17. Lc4-b3 Dc7-f6
18. Df4-g3 Df6-g6?

Bogu? Mit 18. Sf8 (auch Te3, um den Se3 zu fesseln, kam in Betracht; 19. Td1, b5 nebst a7-a5 und erneut Sf8-g6-f4 hatte Schwarz Angriff im Mittelspiel und gute Endspielaussichten auf der Damenseite.

19. Dg3xg6 h7xg6
20. Sf8-g5

Zu diesem Zuge, in dem eigentlich Dr. Tarrasch die „sinfonische“ Bedeutung der Partie erblickt, bemerkt er, „der Sg5 sei nicht mehr zu vertreiben.“ (Siehe den Zug R. 22.)

20. Te8-c8

Ziemlich zweifellos . . . Um Blage war 20. Sf8; 21. Td1, Td6 zc.

21. f2-f4 Sd7-f8
22. Ta1-d1 Sf8-h7

Der angeblich „unvertreibbare“ Sg5 wird also schon nach 3 Zügen doch vertrieben! . . .

23. Sg5xh7 Kg8xh7
24. d4-d5 e6xd5
25. e4xd5

Dr. Tarrasch behauptet, dieser Freibauer müsse entscheiden. Wir können dem nicht beipflichten, wie aus Nachstehendem erhellt.

25. Lb7-a6

Auf „25. Te7“ (was ganz gut anging) gibt Dr. Tarrasch „26. d6, Tcd7; 27. Te7“ als angebliche Widerlegung an. Jedoch es folgt: 27. Lc6; 28. TxT (Td3, Tx d6; Td3f, Kg8; TxT, Td1f) 28. Tx d6; 29. TxT, TxT; 30. Tx a7, Td2 mit Remischluß

26. Te1-e7 La6-c4
27. Lb3xc4 Te3xc4
28. d5-d6 Te4-c6
29. d6-d7 Te6-c7??

Nur dieser große Fehler verliert. Es lag auf der Hand, daß nach 29. Te6!; 30. TxT1, fxo6; 31. Td6! (sonst Kg8 mit Ausblicken auf Gewinn) 31. Kg8; 32. Tx e6! Tx d7 zc. Schwarz eher noch besser stand.

30. g2-g4!
30. TxT?, Kg8; 31. Te7, Kf8 zc.
30. b6-b5
31. g4-g5
- Td3! hätte sofort entschieden.
31. b5-b4
32. Kf1-f2 a7-a5
33. Td1-d3 Te7-c2f
34. Kf2-e1 Te2-f3
35. Te3xc3 b4xc3
36. Ke1-d1 und gewinnt.

Knospenzöcker ein, die aus Eiern hervorgehen, die an den vorjährigen Knospen überwinterten. Sie spinnen die werdenden Blättchen zusammen und fressen von hier aus die jungen Blütenknospen und Triebspitzen ab. Gegen diese Schädlinge hilft bei kleinen Pflanzungen nur das täglich vorzunehmende sorgfältige Absuchen. Wir finden sie an allen Obstbäumen, ferner an Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren und Brombeeren, aber auch an Rosen und anderen Ziergehölzen, und zwar in zahlreichen verschiedenen Arten. Man suche sie auf und zerdrücke sie in den zusammengesponnenen Blättern. Man muß dabei vorsichtig zu Werke gehen, denn sobald sie Gefahr spüren, lassen sie sich zum Boden herabfallen und stellen sich tot. Da sich ihre Farbe vom Erdreich nicht abhebt, sind sie, auch in Rücksicht auf ihre Kleinheit, nur schwer wieder aufzufinden. Bei größeren Pflanzungen muß man giftige Spritzmittel anwenden. Die bewährtesten Spritzmittel, die vorzugsweise der Bekämpfung von Pilzkrankheiten dienen, sind die Kupferalkalibrühe und die neuerdings in Aufnahme kommende kalifornische Schwefelalkalibrühe. Diese Spritzmittel sind auch gegen die Knospenzöcker und andere schädliche Käufern und Käfer dann wirksam, wenn ihnen das höchst giftige Meiarfenat beigemischt wird. Man rechnet davon 50 Gramm auf 100 Liter Spritzflüssigkeit. Bei Anwendung dieser Spritzmittel, auch ohne Zusatz von Meiarfenat, ist größte Vorsicht zu beobachten. Die Augen schütze man durch eine Schutzbrille, vermeide durchaus das Niesen und Niesen während der Arbeit, und feige sich nach Beendigung Gesicht, Hände und Arme gründlich mit warmem Wasser ab. Ich habe in den letzten zwei Jahren mit kalifornischer Schwefelalkalibrühe vorzügliche Erfolge erzielt. Bei Winterbesprühungen verrührt man einen Teil der im Handel erhältlichen konzentrierten Brühe in zwei Teilen Wasser, während man bei den späteren Besprühungen, von denen eine gleich nach der Blüte, die zweite Ende Mai und die dritte Mitte Juni auszuführen sind, in 20 Liter weichen Wassers nur einen Liter Brühe verrührt. Die Frühjahr- und Sommerbesprühungen sollen stets bei trübem Wetter vorgenommen werden. Die meisten Stachelbeeren sind sehr empfindlich gegen Schwefelbrühe und werden deshalb nicht besprüht. Im übrigen sind Steinfrüchte, namentlich Pflirsche, empfindlicher als Kernfrüchte; deshalb besprühe man Steinobst nur mit einer Lösung, die einen Teil konzentrierter Schwefelbrühe auf 49 Teile Wasser enthält, also einen Liter Brühe in 49 Liter Wasser. Zu berücksichtigen ist noch, daß Schwefelbrühe Kupfer angreift; sie wird deshalb in einer Holzbutte angerührt und mit einer Messing-spritze versprüht.

Kleines feuilleton.

Mein Baum. Mein Baum . . . Nein, — nicht mein Baum —. Nur mein Baum auf dem Hof. — Zwischen drei hohen, engen Wänden, auf einem Raum, den man mit einigen Schritten hin und her misst, fristet er sein kargliches Sein. Wie lange schon weiß ich nicht. Man kann sein Alter nicht abschätzen, so zart ist er geworden. So zart und schlank und doch schön. Nicht wie ein aufgepöppeltes Stadtkind. Eins aus der elegantesten Familie der Obstbäume. Ein Kirschbaum.

Einsiedeleinsam, fern von seinen Geschwistern. Raum drei Monate im Jahre fünf Stunden Sonnenchein am Tage. — Sonst nichts als Stein ringsum und oben ein Stückchen Himmel.

Arm an Licht und Luft; arm wie ein Kind der Großstadt. Einsiedeleinsam träumt er so seine Tage von Winter zu Winter. Die Kinder nur sind im Frühling und Sommer seine Gäste. Sie tanzen Reigen um ihn.

Ringelreihen —

Ringel, ringel, Rosen,
Die schönsten Aprikosen,
Weilchen und Bergheimmichl —
Alle Kinder setzen sich!
Kikeriki. . . .

Singen und tanzen, bis er sein grünes Kleid zu ihren Füßen streut.

Jetzt ist es Lenz und des Sommers Reigen beginnt. Jetzt sind seine Tage Feste.

Frohleuchtend blüht er. Blüht in den Frühling.

Wohin . . . Wohin . . . ?

Nur kurze Tage Glüd. Aber diese Tage sind wie Brautstage im Blütensehnee. Feiertage für die grauen Wände und bleichen Gesichter.

Feiertage der Seele auch für mich.

Jeden Tag grüße ich ihn, den Einsiedeleinsamen tief unter mir im Hof. Jeden Tag ein Feiertag.

So ist das Blühen, so find die Feste in der Stadtenge. . .

Wald, bald wird grauer Rauch und dicker Staub seine Brautstage kürgen. Wald wird das jauchende Grün salb wie der Alltag sein.

Und wenig Freund ist ihm die Sonne. . .

Der Ringelreihen klingt empor durch das zarte Geäst ohne Frucht und Laft.

Mein Baum lispelt leise mit: einsiedeleinsam. . .

Julius Berah.